

(Nachdruck verboten.)

85) Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Wir sind am besten daran,“ fuhr Nancy fort, „weil wir nie etwas mit ihnen zu schaffen gehabt haben — ich weiß zwar nicht, wie Sie darüber denken, Miß Christian. Man spricht so viel von denen, die nie jemand gewollt hat. Ich mache mir nichts daraus, ob man's sagt — und Sie gewiß auch nicht. Ich hab' wohl einmal Gelegenheit gehabt; ich weiß nicht, wie es mit Ihnen steht. Ich hatte jedenfalls einen Schatz — eine Art Schatz sozusagen, doch war er noch mehr ins Geld verliert als in mich. Ewig fragte er nur, wie viel ich in meinem Strumpf gespart hätte. Und als er hörte, daß bei mir drei neue Kleider im Schrank hingen: „Nancy,“ jagt er da, „wir thäten besser, dem Pfarrer unsern Besuch zu machen, ehe Du sie alle abgetragen hast.“

Der Gouverneur, der noch in London war, schrieb einen Brief voll Besorgnis und verbindlicher Artigkeiten. Der Kanzleidirektor hatte sogleich angeordnet, daß ihm täglich zwei Telegramme zgingen, die ihm Auskunft über Philipps Zustand gäben. Schließlich kam der Direktor selbst und versetzte Tante Nan durch seine lärmende Lebhaftigkeit und seine Verbtheit in große nervöse Aufregung. Er schrie, als er den Gartenpfad herauf kam, ging dann lärmend durch die Halle, die Treppe hinauf ins Schlafzimmer, schrie wieder laut auf, als er Philipp gewahr wurde, und beteuerte, daß der kranke Mann noch immer mehr wert sei als fünfhundert tote, und schwor hoch und teuer, während ihm eine Zähre die Nase herabrann, er werde die Narren einsperren lassen, welche brave Leute mit schlechten Nachrichten erschrecken. Dann jagte er alle aus der Stube, um eine Privatbesprechung zu halten. „Fort mit Ihnen, Cottier, machen Sie, daß Sie hinauskommen, Mann!“

Tante Nan zog sich erschrocken zurück. Als sie sich wieder ein Herz gefaßt hatte, um in die Höhle des Bären einzudringen, der ihr Lamm in den Klauen hatte, stand der Kanzleidirektor gerade vom Fußende des Bettes auf und sagte:

„Wir wollen es also dabei lassen, Christian. Solche ver-teufelte Dinge kommen ja vor. Doch machen Sie sich nicht den Kopf warm damit. Ich werde die Sache schon in Ordnung bringen. Auch ist es nichts weiter — im Laufe einer ganzen Lebenszeit. Die Vorladung muß ich Ihnen aber schicken. Sie brauchen sich nicht darüber aufzuregen, nur rasch ins Feuer damit.“

Philipp hatte den Kopf gesenkt, seine Augen stierten auf die Bettdecke, und eine leichte Röte übergießte sein eingefallenes Gesicht.

„Ach, Sie sind zurück, Miß Christian. Ich muß nun leider gehen. Leben Sie wohl, alter Freund! Nehmen Sie sich in acht — tüchtige Männer sind selten. Leben Sie wohl, Miß Christian! Leben Sie alle wohl! Adieu, Phil!“

Damit ging er lärmend die Treppe hinab, kam aber gleich wieder herauf, steckte den Kopf durch die Thür und sagte:

„Wahrhaftig, fast hätte ich eine wichtige Neuigkeit vergessen, die ich Ihnen mitteilen wollte. Es ist noch nicht in die Zeitungen gekommen, doch habe ich eine amtliche Andeutung erhalten. Was glauben Sie wohl? Der Gouverneur hat seinen Abschied genommen! So wahr wie's Evangelium. Hat sein Abschiedsgeheiß vorgestern abend beim Ministerium des Innern eingereicht. Ich habe es kommen sehen. Er ist seit Lymwald nicht wieder hier gewesen. Besuchen Sie sich und werden Sie bald wieder gesund. Adieu.“

Philipp stand am nächsten Tage zum erstenmal wieder auf. Das Wetter war mild und voller Frühlingsahnung; das Gesicht dem Meer zugewendet, saß Philipp am offenen Fenster; Tante Nan strickte an seiner Seite und unterhielt ihn mit einfachem Geplauder. Die vertraulichen, munteren Nebenstreifen seinen Geist nur, wie Seevögel über die Oberfläche des Meeres hingleiteten, in dem sie sich spiegelten, das sie leicht berühren oder worin sie untertauchen, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen.

„Der arme Pete! Die gute Frau hier hält ihn für hart-herzig. Vielleicht ist er es auch — und doch ist er sicherlich sehr zu bedauern. Noß hat sich schlecht benommen und verdient alles, was über ihn hereinbrechen kann. Er steht mir ebenso nahe wie Du, Lieber — ich meine dem Blute nach — und doch kann ich mich darüber nicht grämen. . . . Ach, Du hast wirklich ein zu weiches Gemüt, Philipp. Du würdest für jeden eine Entschuldigung finden. Der Doktor meint, es ist Ueberarbeit, Liebster; ich aber sage, der Schreck, jenes arme Geschöpf in so furchtbarer Lage zu sehen, war schuld daran. Und welchen Schreck hast Du mir erst eingejagt. Es kam mir förmlich vor wie ein Verhängnis, das muß ich gestehen. Hast Du noch niemals davon gehört? Was — Du weißt nicht, daß Großvater auch auf dem Richterstuhle ohnmächtig geworden ist? Und er hat sich nicht wieder davon erholt. Wie gut erinnere ich mich noch daran! Die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt: Der Deemster ist im Gerichtshaus zu Boden gefallen. Dein Vater hörte es in Vallure oben und lief im bloßen Kopfe herunter. Großvaters Wagen stand vorm Thor des Gerichtshauses, und sie brachten ihn dann nach Ballawhaine hinauf. Ich erinnere mich, daß ich gerade die Treppe hinunterging, als der Wagen am Thor hielt. In der nächsten Minute sah ich Deinen Vater mit wilden Augen und im bloßen Kopfe etwas von innen heraus heben. Der arme Tom! Er hatte nie wieder den Fuß ins Haus gesetzt, seit Großvater ihn daraus verjagte. Und Großvater ahnte nicht, in wessen Armen er die letzte Fahrt auf seiner Lebensreise machen sollte.“

Philipp war eingeschlafen. Zem-y-Lord brachte einen Brief in einem großen Umschlag herein, welcher mit der einheimischen Post angekommen war.

„Soll ich ihn öffnen?“ dachte Tante Nan. Sie hatte Philipps Briefe während seiner Krankheit geöffnet und auch beantwortet; dieser aber trug ein amtliches Siegel, und deshalb zögerte sie. „Soll ich?“ dachte sie wieder, die Stricknadel an den Mund sührend. „Ich will's thun. Es kann ihm vielleicht Verdruß ersparen.“

Sie setzte die Brille auf und zog das Schreiben heraus. Es war eine Vorladung von der Kanzleiabteilung des hohen Gerichtshofes — ein Ehescheidungsgeheiß. Der Name des Wittstellers war Peter Quilliam; die des Ehebruchs beschuldigte — der Mitangeklagte —

Als Philipp aus seinem Schlummer erwachte, bei dem er die Salzluft der See geatmet hatte, während ihm Frühlingsgefänge im Ohre tönten, mühte Tante Nan sich gerade ab, das Schreiben wieder zurück in den Umschlag zu stecken. Ihre Hände zitterten und ihre Lippen bebten, wenn sie sprach. Philipp erkannte sofort, was sich zugetragen hatte. Sie war unversehens in die Grube hineingeraten, in der das Geheimnis seines Lebens begraben lag.

Der Doktor trat in diesem Augenblick ein. Er betrachtete Tante Nan aufmerksam und sagte mit Nachdruck: „Sie haben schon zu lange Pflagedienste verrichtet, Miß Christian, Sie müssen nun eine Zeit lang nach Hause gehen.“

„Das will ich sogleich thun,“ stammelte sie mit gedämpfter Stimme.

Philipps Kopf war auf die Brust herabgesunken. Das war der erste Schritt auf dem Kalvarienberg, den er zu ersteigen gedachte.

XIII.

Cäsar besuchte Käthe in Schloß Ruffen. Er fand sie in einem großen, hellen Gemach (einst das Speisezimmer der Lords von Man) untergebracht und mit allen Bequemlichkeiten versehen, so daß ihr nichts weiter abging als die Freiheit. Als der Schließer die Thüre hinter sich zugemacht hatte, hob Cäsar beide Hände empor und rief: „Der Herr ist meine Zuflucht und meine Stärke und eine immer bereite Hilfe in der Not.“ Dann erkundigte er sich, ob Pete da gewesen wäre, und als ihm mit „Nein“ geantwortet wurde, sagte er: „Die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichtes in ihrem Geschlecht.“ Hiernach ging er zu dem Lobe des Deemsters über, der nicht nur Käthe diese Gnadenbezeugungen ausgeteilt habe, die ihr körperlich zuträglich, wenn auch ihrem Seelenwohl gefährlich wären, sondern sich auch nach Kräften bemüht hätte, die Last ihrer Familie dadurch zu erleichtern, daß er die Nachricht

ihres Todes verbreitete, da er wohl wußte, daß sie in Wahrheit tot sei — tot in Uebertretungen und Sünden. Er hielt es für besser, daß man sie als eine wirklich Tote beträure, als daß man sich ihrer schämen müsse, weil sie noch in Missethat lebte.

Schließlich ließ er sein Taschentuch auf den steinernen Fußboden fallen, kniete darauf neben seinem großen Gute nieder und forderte sie im Gebet auf, sich noch einmal zur Gemeinschaft des Volkes Gottes zu bekehren. „Möge ihre Leichtfertigkeit geächtet werden, o Herr!“ rief er. „Laß sie erkennen, daß ohne Reue für sie kein Platz unter deinen Kindern ist. Und, Herr, stütze deinen Diener in seiner Stunde der Not. Laß ihn wohl umgürtet sein mit der Rüstung des Christen. Hilf ihm, laut aufzuschreien mitten unter seinen Thränen und Klagen. Und ob auch mein Herz und ihres brähe, soll dein Name doch geehrt werden, mein Herr und mein Gott!“

Hierauf erhob sich Cäsar wieder, stäubte sich die Knie ab, nahm seinen großen Hut in die Hand und verließ Käthe, wie er sie gefunden hatte. Sie kauerte in der alten Halle am Feuer, in einem Winkel des großen Kamins, bedeckte ihr Gesicht und schwieg.

Er war noch in dieser gehobenen geistlichen Stimmung, als er die Stufen der Feste herabstieg und auf einen Mann in Gefängnisstracht stieß, welcher die Treppe kehrte. Es war der schwarze Tom. Cäsar stand ihm gegenüber still, bewegte die Lippen, erhob das Gesicht zum Himmel, schloß beide Augen, öffnete sie wieder und sagte im Tone tiefer Betrübniß:

„Ach, Thomas! Thomas Quilliam! Es macht mir Kummer, Dich zu sehen. Ein alter Freund, dessen Hand in meiner geruht hat, und der nun den Fußboden eines Gefängnisses reinigen muß! Nun, ich habe Dich oftmals gewarnt. Du warst aber immer steiniger Boden, Thomas. Und jetzt mußt Du nun an Dir selbst erkennen, ob ich nicht recht hatte, daß Ehrlichkeit die beste Klugheit ist. Sieh auf Dich und sieh dann auf mich! Der Herr hat mich erlöst und mich selbst in zeitlichen Dingen gesegnet. Ich habe Land und habe Häuser. Und was hast Du selbst? Nichts als Dein Gewissen und Deine Schande. Selbst Deine Kleider hat man Dir genommen, und man würde Dir selbst das Haar noch genommen haben, wenn Du welches gehabt hättest.“

Der schwarze Tom stand mit aus einander gespreizten Beinen da, stützte sich auf den Stiel seines Besens und sagte: „Spielt nicht Cammag (Shindy) mit mir, Euer Heiligkeit. Nicht Treu und Redlichkeit macht den Unterschied zwischen uns beiden, sondern das Glück. Ihr habt gewonnen, ich habe verloren, Ihr tragt Euren Kapellhut und ich habe eine Art Phannendekel auf. Aber trotzdem seid Ihr doch nur ein alter Pharisäer.“

Cäsar machte eine abwehrende Handbewegung. „Ich erwidere nichts auf Deine Bosheit, Thomas.“ sagte er, einen Schritt zurückweichend. „Ich glaube, der Teufel wäre seit unsrer letzten allgemeinen Gebetsversammlung in Fesseln geschmiedet, aber es scheint, daß ich unrecht hatte. Er geht noch wie ein wütender Löwe herum und sucht, wen er verschlingen kann.“

„Versucht nicht, mich mit Eueren Worten niederzuschmettern,“ sagte Thomas, den Besen auf die Achsel nehmend. „Jeder Hahn kann auf seinem eignen Misthaufen krähen.“

„Du kannst nicht anders, Thomas,“ entgegnete Cäsar im Fortgehen. „Es ist nicht mein alter Freund, der da lästert. Es ist der Teufel, der Eingang in sein Herz gefunden, und von dem er besessen ist. Doch treibe den Teufel aus, Mann, sonst wird die Hölle Dein Teil.“

„Ich war vorige Nacht im Traume dort, Cäsar,“ sagte der schwarze Tom, ihm folgend. „O, gnädiger Herr Teufel,“ sagte ich, „laß mich ein.“ — „Woher kommst Du?“ fragte er. — „Von der Insel Man,“ sagte ich. — „Ich nehme niemand mehr von dort auf, bis mein Bischof kommt,“ sagte er. — „Wer ist das?“ fragte ich. — „Wer sonst als Cäsar, der Schenkwirt,“ sagte er.“

„Ich wundere mich über Dich, Thomas,“ rief Cäsar, schon in der kleinen Thür des Fallgaters stehend, „die Söhne Belials müssen eben gewaltig für seinen Thron kämpfen. Gleichwohl will ich beten für Dich, daß man dessen nicht eingedenk sein soll, wenn da sein wird Weinen, Heulen und Zähneklappern.“

*) Ein Spiel, in dem zwei Personen mit Stöcken (Shindies) gegen einander Ball spielen

Noch denselben Abend besuchte Cäsar den Deemster im Utmenhaus. Seine Augen glänzten, und es sprach etwas wie Wahnsinn aus seinen Mienen. Er war noch in der Stimmung geistlicher Hoffahrt, redete seine Zuhörer mit „Du“ an und sprach im salbungsvollen Predigerton.

„Der Ballawhaine ist tot, Euer Gnaden,“ rief er. „Sie wollten nicht, daß ich es Dir sage, wegen der Schwäche Deines Körpers, jetzt aber gestatten sie es. Mit Nechzen und Jammern, mit Qual und Geschrei ist er in die Grube gefahren. Schrecklich, Herr, schrecklich! Zuletzt setzte er sich in den Kopf, man solle Wasser über ihn sprengen. Aber das konnte ihn nicht rein waschen. Noch im Sterben schrie er fort und fort: „Ich habe gesündigt, o Gott! ich habe gesündigt.“ Ich habe mir fast die Seele abgetet, er kann mir nichts vortwerfen. „Laß Dich aus freier Gnade erlösen,“ sagte ich. — „Ich habe kein gutes Leben geführt,“ sagte er. — „Wohl wahr,“ erwiderte ich, „Du hast ein Leben fleischlichen Genusses geführt; aber noch bist Du im Gnadenstand. Sage nur: „Herr, ich glaube, hilf Du meinem Unglauben.“ — „Zu spät, Mr. Cregeen, zu spät,“ lachte er, und kaum war ihm das Wort aus dem Munde, als er auch schon eiskalt geworden und in die Nacht alles verlorenen Fleisches gegangen war. Sein eigener Sohn hat ihn getötet, ihn gänzlich ausgeplündert und zu Grunde gerichtet. Die letzte Hypothek mußte er aufnehmen, um den jungen Mann vor einer Gefängnisstrafe wegen Fälschung zu retten. Schlecht war es, schlecht, Herr. Ein Kind durch Nachsicht der Verdammnis zu überliefern, ist schlecht, aber immerhin eine menschliche Schwäche. Und ich habe ein Mitgefühl für den armen Sünder, da ich selbst in Versuchung war — das heißt geneigt dazu. Doch dem Herrn sei gedankt für seinen stärkenden Arm . . .“

„Ist er begraben?“ fragte Philipp.

„Zawohl, und das Leichenbegängnis war ärmlich genug, Herr,“ sagte Cäsar, der mit gespreizten Beinen und auswärts gekehrten Beinen stolzen Schrittes das Zimmer durchmaß. „Bei Regen, Sturm und Graupeln fand es statt, der Wind sauste in den Bäumen, man mußte in dem nassen Gras waten, und der Pfarrer stand in seinem weißen Chorhemd unter dem Regenschirm. Es war auch sonst niemand da, den man erwähnen könnte; nur ich und die meisten seiner Pächter.“

„Wo war Noß?“

„Fort, Herr, ohne auch nur zu warten, bis sein thörichtes alter Vater unter dem Rasen verscharrt war. Nun, worauf hätte er auch warten sollen? Der junge Mann war ein feuriger Bese, der alles hinweggekehrt hatte. Es ist nicht so viel für ihn übrig geblieben, um sich einen Strick zum Hängen zu kaufen. Und Ballawhaine ist jetzt mein, Herr, mein, in gewissem Sinne — meinem Schwiegersohn jedenfalls zugehörig, und dieser hat mir das Recht zuerteilt, es für ihn in Besitz zu nehmen. O, eine Sabbatzeit, Herr, eine Sabbatzeit! Ich hatte mir gelobt, es so weit zu bringen, an dem Abend, da der Mensch mich in meinem eignen Hause zu Sulby schlug. Er hat meine Tochter betrogen und entführt; ihr Gatte aber hat sechstausend Pfund auf eine Hypothek geliehen. „Machen Sie damit, was Sie wollen,“ sagte er, und ich gelobte mir selbst: „Der Mann soll verhungern, er soll zum Bettler werden und weder Brot zu essen, noch Wasser zu trinken, noch ein Obdach haben.“ Und in dem Augenblick, da der letzte Atem des alten Mannes entflohen war, erklärte ich das Pfund für verfallen.“

Philipp zitterte an allen Gliedern. „Glauben Sie,“ stammelte er, „daß Sie das Recht dazu hatten?“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

eg. Schläffer, die im Monde liegen. Trudchen saß am Klavier und übte; sie übte schon eine halbe Stunde. Die Schläffer, die im Monde liegen, wollten ihr trotzdem nicht in die Finger. Die Töne stolperten durcheinander und fielen auch wohl ganz aus, es war nicht sehr erbaulich zuzuhören.

Es schien auch Trudchen selbst nicht sehr erbaulich. Auf ihrer Stirne saßen tiefe Falten. Sie biß die Lippen zusammen und konnte ihren Anmut nur mit Mühe unterdrücken. Als der Läufer wieder nicht gelang, wurde sie sogar zornig, ein regelrechter Fluß entschlipfte ihrem hübschen Backhämmund.

„Aber Gertrud,“ sagte die Mutter entrüstet. Sie saß am Fenster und häfelte.

„Ne Mama, das ist ja gräßlich, ich krieg' es nicht raus.“ Trudchen weinte fast. „Nu sib' ich schon 'n Monat dran.“

„Wenn Du so bodig bist, ist das kein Wunder; übe nur gern.“

„Ich hab' aber keine Lust.“

„Trude, was ist denn das für ein Betragen, schäme Dich doch.“

„Ach, Mama, es ist doch aber auch wahr! Das gräßliche Klavierspiel, und wo ich doch kein Talent hab', und . . . und . . . und da möcht' man ja lieber — Strimpfe striden.“ Das letzte Klang wie ein Ausschrei der Verzweiflung. Trudchen weinte ernsthaft.

„Du bist einfach verdreht, und jetzt höre auf.“ Die Mutter schlug mit der Schere auf den Nähtisch, sie kam gleichfalls in Zorn: „Warte nur, ich werde es Papa sagen. Solche Scene zu machen! Andre Eltern würden keinen Groschen für Musikstunden ausgeben, wenn die Tochter kein Talent hat: Das ist wohl Dein Dank, daß man Dich lernen läßt, was sich gehört und Dir 'ne gute Erziehung giebt?“

„Na, ich spiel' ja schon,“ sagte Trudchen kleinlaut und gab dem Klavierfessel einen Schwung nach dem Instrument zu.

„Ach, spiel' doch nicht,“ höhnte die Mutter, „brauchst ja nicht zu spielen; dann spielen Deine Freundinnen vor in Gesellschaft und glänzen und Du stichst daneben und kannst nichts; mir ist es ja gleich.“

Das Letzte schien zu wirken. Trudchen fuhr mit einer wahren Wucht über die Tasten, sie kam aber kaum über die ersten Takte hinaus. Mitten in ihr Spiel hinein klang ein Klopfen von der Thür her, und nun sprang sie auf und rief mit einem Jubelruf:

„Hurra, da ist Fräulein mit der Anprobe!“

Sie war offenbar herzlich froh, erlöst zu sein.

Es war wirklich „Fräulein“, die kleine Schneiderin. Sie klinkte auf und sagte bescheiden:

„Wenn ich nu bitten darf, Frau Geheimrat, die Taille für Fräuleinchen is so weit.“

„Kommen Sie nur hier nach vorn, Fräulein,“ sagte Frau Geheimrat, „hinten in der Nähstube ist es so dunkel, da kann man schlecht sehen.“

„Da ist auch solche schenckliche Lust,“ fügte Trudchen hinzu, sie knöpfte schon die Hausthür auf.

Das neue Kostüm sah großartig, darüber waren Trudchen und die Mutter sich auf den ersten Blick einig, nur die Falten auf der Schulter mußten noch strammer sein. Die kleine Schneiderin steckte sie zurecht und setzte sich dann, um sie gleich zu heften. Ihre finlen Finger haspelten auf und ab, aber über die Arbeit fort sah sie auf Trudchen. „Und so'n schönes Lied hat Fräuleinchen eben gespielt, 's is 'n zu schönes Lied. Ich hab' schon vor de Thür gestanden und zugehört.“

„Es geht nur noch nicht recht sicher,“ sagte Frau Geheimrat, sie lächelte aber doch geschmeichelt.

„Kein, 's hadert noch,“ nickte die kleine Schneiderin verständnisvoll. „Man hört 's Schöne aber doch raus, und ich hab' Musike zu gerne. Wir haben se alle so gerne und was mein Bruder Max ist, der möcht' für sein Leben gern spielen.“

„So?“ sagte die Geheimrätin trocken. Trudchen fing an zu kichern.

„Ja, er möchte spielen,“ versicherte die kleine Schneiderin in beinahe traurigem Ton. „Er sagt immer, wenn er bloß 'n Klavier hätte, das wär sein höchstes, nu klimper er hin und wieder mal in de Kneipe, da hat ihm einer die Tasten gezeigt, aber bis is doch auch nichts.“

„Tischler ist er? Nicht wahr?“ fragte die Frau Geheimrat über die Schulter weg. Trudchen hatte sich auf die eine Sessellehne gesetzt und rieb mit dem Taschentuch das Gesicht, als müßte sie da etwas wegwischen.

Die kleine Schneiderin fädelt eine neue Nadel ein: „Ja er lernt Tischler, Frau Geheimrat. Wenn er man lieber Musil hätt' lernen können, da kömt' er was, sehen Se, weil er nämlich gleich alles nachklimper, und in de Kneipe hat ihn auch einer spielen hören, der's versteht und der sagt, 's wär schade und 's hätte auch was Großes aus ihm werden können, aber dazu haben wir ja kein Geld.“

„'n zweiter Beethoven, was?“ fragte Trudchen ernsthaft; die kleine Schneiderin verstand sie aber offenbar nicht; sie fuhr fort zu plaudern: „Ree, mein Bruder sagt, das will er auch noch nich mal, aber wenn er man mal für sich 'n bißchen spielen kömte. Und wissen Se, er is manchmal so unglücklich drüber, denn sagt er, wenn er 'n Klavier hört, kömte er weinen.“

„Sitzen denn nun die Falten?“ fragte die Frau Geheimrat.

„Ja nun sitzen se,“ sagte die kleine Schneiderin. „Seh'n Se Fräuleinchen, nu geh ich nach hinten und näh den Kermel auf der Maschine und dann ziehn Se 's nochmal an.“ Sie nahm die Taille und ging nach den Hinterräumen. Trudchen brach in ein schallendes Gelächter aus, die Frau Geheimrat sah gen Himmel; sie verstand sich mit der Tochter auch ohne Worte: „Ja, es ist wirklich unerhört! Solch Tischlerlehrling, solch Blättfrauensohn, will Klavier spielen, hat Talent! Kein, was sich die Art Leute jetzt überhebt und für Ansprüche macht, das ist ja gar nicht zu sagen!“ —

ok. **Kostbare Blumen.** Die außerordentlichen Preise, die einige Orchideenarten bisweilen erzielen, kömten zu der Annahme verleiten, daß ihre Einführung und ihr Anbau ein höchst einträgliches Geschäft ist. Die Kosten für die Zwiebeln und die damit verbundenen

Magnisse sind jedoch so groß, daß der Gewinn in den meisten Fällen verhältnismäßig klein ist. Die Orchideen wachsen üppig in den heißen feuchten Teilen West- und Ostindiens, in den feuchten Wäldern Brasiliens und in den warmen Teilen Mittelamerikas und dorthin müssen Sammler gesandt werden, um neue Arten zu suchen. Oft bilden sich Syndikate zu dem Zweck, Zwiebeln zu sammeln und zu importieren, und manchmal schicken reiche Amateurgärtner erfahrene Sammler mit großen Unkosten aus. Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, daß ein großer Händler in den verschiedenen Teilen der Welt zwölf oder mehr Sammler hat, und jeder von ihnen giebt 30 000 bis 50 000 Mark jährlich aus. Die Arbeit dieser Sammler ist durchaus nicht beneidenswert. Auf ihrer Suche nach seltenen Arten müssen sie oft durch Fiebergegenden, riesige Wälder und unerforschte Länder reisen, die mitunter von feindlichen Stämmen bevölkert sind. Und ihre Mühen und Schwierigkeiten sind nicht einmal zu Ende, wenn sie sich mit Erfolg Zwiebeln und Pflanzen gesichert haben. Diese müssen vielmehr möglichst schnell an die Küste gebracht und dann eingeschifft werden; denn von der Schnelligkeit der Reise hängt sehr viel ab. Oft sind die Pflanzen tot oder doch zu sehr angegriffen, um sich noch zu erholen, wenn sie ihren Bestimmungsort erreichen. Die Preise für die einzelnen Pflanzen erstrecken sich von drei oder vier Mark bis zu Tausenden, je nach Größe, Form und Farbe. Der Wert einer Pflanze hängt überdies von ihrer Seltenheit und Neuheit ab. Merkwürdig bei dem Anbau von Orchideen ist die Tatsache, daß seltene und eigenartige Pflanzen oftmals ohne große Mühe seitens ihres Besitzers erscheinen, ja oft ohne daß er weiß, was für eine wertvolle Pflanze er hat. Denn meistens kann der Wert einer Orchidee erst bestimmt werden, wenn sie blüht. Vor kurzem z. B. erhielt ein bekannter englischer Blumenzüchter von einem seiner Sammler ein Paß Zwiebeln zugesandt, die alle derselben Art anzugehören schienen und alle je 5 M. wert waren. Man stellte sich nun seine Ueberraschung vor, als er bemerkte, daß eine der Pflanzen eine sehr seltene Form und Farbe entwickelte. Er verkaufte schließlich das Exemplar für 5500 M. an einen reichen Liebhaber. Mit dem Kauf von Orchideenzwiebeln ist immer eine große Ungewißheit verbunden, da es unmöglich ist zu sagen, wie sie sich entwickeln werden. Manchmal entwickelt sich aus der unscheinbarsten eine seltene Pflanze. Ein Händler in London kaufte z. B. kürzlich 10 Zwiebeln zu je 5 M. Eine blühte prächtig weiß und erzielte bei einer Auktion nicht weniger als 4500 M. Ein anderer kaufte auch eine Zwiebel für 5 M. und verkaufte sie, als sie blühte, für 7000 M. Eine der bekanntesten wertvollen Blüten war eine Cattleya-Orchidee, die ursprünglich einem Pflanzler in Venezuela gehörte. Die Pflanze war fast hundert Jahr alt und so groß, daß ein ganzes Ochsengepäck sie vom Walde nach Guhare an der Küste bringen mußte. Sie wurde schließlich für 22 000 M. nach Ungarn verkauft. Eine bekannte Firma von Orchideenzüchtern und Händlern in der Nähe von London machte vor kurzem eine sehr merkwürdige Erfahrung. Sie verkaufte einem Eisenhändler für 1500 M. eine Orchidee, und diese entwickelte sich zu einem so prächtigen Exemplar, daß sie schließlich von dem Besitzer in zehn Teile geteilt wurde, von denen acht zusammen 40 000 M. brachten. Als die Firma das hörte, wollte sie einen Teil der Pflanze zurückkaufen. Aber der Eisenhändler wollte sie nicht unter 21 500 M. ablassen, obgleich er noch einen Teil für sich behielt. —

— Die eingeborenen Brunnenbauer in den südalgerischen

Oasen. In Uargla, in Tuggurt, im Ued Suf und Ued Nhir werden die Brunnen, die zur Bewässerung der Palmengärten dienen, immer unergiebiger. Vater Huguenot von den Weißen Vätern in Uargla, der diese bedrohliche Erscheinung bespricht, schildert bei der Gelegenheit die Rhetaffa (Sing. Rhetaf), die eingeborenen Brunnenbauer, die eine Art Junung bilden und auch die Reparaturen besorgen. Die Brunnen haben oben eine Oeffnung von 4—6 Quadratmeter, sind 2—3 Meter tief und mit Verschaltungen aus Palmstämmen versehen; dann werden sie allmählich enger, so daß nur eine Oeffnung übrig bleibt, groß genug, einen Mann und seine Geräte durchzulassen. Dieser enge Brunnen verstopft sich leicht, und er muß dann durch den Rhetaf ausgeräumt werden. Seine Werkzeuge sind eine Gade, zwei Stride und ein Rißel. Der eine Strid, der an kreuzweis über die Brunnenöffnung gelegten Balken befestigt wird, dient zum Ab- und Aufsteigen und um ein Zeichen zu geben, wenn dem Manne unten etwas zustößt; mit dem andren wird der gefüllte Rißel heraufgezogen. Der Arbeiter hängt eine Zeitlang über der Tiefe, nimmt seine religiösen Abwaschungen vor und läßt sich dann hinunter; man sieht bald nur noch den Zeigefinger der rechten Hand, den der Taucher, so lange er kann, emporstreckt zum Zeichen, daß er als guter Muselman sterbe, wenn ihm etwas passiert. Dann ist der ganze Mann verschwunden, und man merkt erst an den schwachen Erschütterungen des Strides, daß er auf dem Grunde angekommen ist und arbeitet. Hat er den Rißel gefüllt, so zieht er ihn mit sich nach oben aus dem Wasser heraus, und ein Genosse hilft ihm, den Kopf über Wasser zu halten, damit er Luft schöpfen kann. Ein einmaliges Tauchen nimmt 3—3½ Minuten in Anspruch. Die Rhetaffa arbeiten gewöhnlich zu 6 oder 7 und lösen sich beim Tauchen ab. Jeder vermag täglich vier- bis fünfmal zu tauchen, und das ist eine bewundernswürdige Leistung, wenn man bedenkt, daß in Uargla z. B. die Brunnen 40—45 Meter tief sind, und der Mann danach einen Druck von 3—4 Atmosphären auszuhalten hat. („Globus.“)

Physiologisches.

— Verdauliches. Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Ein russischer Physiologe, Professor Pawlow, hat jüngst interessante und wissenschaftlich bedeutende Versuche darüber angestellt, inwiefern die Absonderung des zur Lösung und Verdauung der Nahrung im nötigen Magen-saftes abhängig ist von der Speichelerzeugung im Munde. Er trennte bei einem Hunde die Speiseröhre vom Magen, führte die hintere Oeffnung der ersteren nach außen und stellte eine künstliche Magen fistel her, die ihm gestattete, die innere Magen-haut zu beobachten. Dann reizte er die Mundschleimhaut des Tieres, indem er ihm Salz und Pfeffer zu fressen gab, und erzielte eine sehr ergiebige Thätigkeit der Speicheldrüsen. Die gleichzeitige Beobachtung des Mageninnern aber ergab, daß hier nicht die geringste Absonderung flüssigen Verdauungsekretes stattfand. So widerlegte er die vielfach verbreitete Anschauung, daß es zureiche, eine die Geschmacksnerven kräftig erregende Nahrung in den Mund einzuführen, um auch die Labdrüsen des Magens zur sofortigen Arbeit anzuregen. Ueber-raschender war ein zweiter Versuch, den Professor Pawlow anstellte. Er hielt demselben Hunde, nachdem er ihn lange genug hatte hungern lassen, ein Stück appetitlichen rohen Fleisches vor. Gierig stürzte sich das Tier auf den ledern Bissen. Selbstverständlich gelangte nichts von seiner Mahlzeit in den Magen, da alles durch die hintere Oeffnung der Speiseröhre hinausfiel. Und doch fand eine so starke Absonderung der Labdrüsen statt, daß, wenn das „fiktive“ Mahl eine Stunde lang fortgesetzt worden wäre, Pawlow 1/2 Liter Magensaft hätte auffangen können. Der aus dem Versuch abzuleitende Schluß liegt nahe: da eine mechanische Reizung der Magen-haut nicht vorlag, eine Nid-wirkung der Speichelabsonderung auf die Thätigkeit der Labdrüsen — nach dem Ergebnis des ersten Versuchs — nicht angenommen werden darf, so bleibt nur übrig, daß der „Gedanke“ der wohl-schmeckenden Speise, die „Vorstellung“ des Gemisses auf die Drüsen-nerven des Magens anregend wirkte und so die Absonderung des Verdauungsaftes hervorrief. Damit wäre also die Magen-verdauung eine Erscheinung, die auch die „Psyche“ ein wenig oder vielmehr recht viel angeht. —

Aus dem Tierreiche.

is. Der amerikanische Löwe. Jedes Kind weiß, daß der eigentliche Löwe nur in der Alten Welt zu finden ist, und zwar jetzt nur noch in Asien und Afrika. Die Wissenschaft von der ausgestorbenen Tierwelt lehrt uns ferner, daß früher der Löwe in ganz ähnlichen Formen, wie sie heute noch leben, das mittlere und südliche Europa bewohnt hat. Australien besitzt überhaupt keine Löwenart und Amerika ebensowenig, denn das Tier, das als „amerikanischer Löwe“ bezeichnet wird, ist mit dem afrikanischen Wüstenkönig nicht sehr nahe verwandt. Der amerikanische Löwe ist das Raubtier, das bekannter unter dem Namen Silberlöwe oder Puma ist. Früher hielt man ihn für eine dem echten Löwen thätlich am nächsten stehende Raubtierart, ist jetzt aber in der Wissenschaft dahin überein gekommen, daß seine körperlichen Eigenschaften ihn erheblich unter die großen Katzen der alten Welt stellen. Der Puma erreicht eine Länge von wenig über 1 Meter und eine Höhe von 2/3 Meter. Die Farbe seines Fells ist im Wesentlichen ein dunkles Gelbrot, wechselt jedoch an verschiedenen Stellen des Körpers nicht unerheblich; auch sind die Haare auf dem Rücken an der Spitze dunkler gefärbt, während am Kopfe in der Umgebung der Augen weiße und schwarze Flecken erscheinen. Ein ganz anderes Kleid tragen die jungen Pumas, wie es an der munteren Nachkommenschaft zu beobachten ist, die jetzt eine Sebenswürdigkeit des Berliner Zoologischen Gartens bildet. Die Farbe ihres Fells ist im Grundton ein bräunliches Grau, das jedoch auf der ganzen Oberseite des Körpers durch schwarze Flecken und am Schwanz durch schwarze Ringe unterbrochen wird. Die kleinen Pumas sehen entzückend aus und müssen durch ihr munteres, stets zu tollem Spiel aufgelegtes Temperament die Freude jedes Besuchers erwecken. Uebrigens haben auch die Jungen des eigentlichen Löwen eine mannigfaltigere Zeichnung des Fells als ihre Eltern, aber diese Eigenschaft tritt längst nicht so hervor, wie beim Puma. Der amerikanische Löwe ist innerhalb der neuen Welt über ein ungeheures Gebiet verbreitet, da er sowohl im äußersten Südamerika, als hoch im Norden in Canada vorkommt. Allerdings ist er in den verschiedenen Zonen des Erdteils in besonderen etwas untereinander abweichenden Arten entwickelt. —

Humoristisches.

— Prompt widerlegt. Pfarrer Kütenbimmel ist mehr-facher Anlagen halber vor den gestrengen Herrn Bischof citiert. Das greise Dorforiginal läßt im Vorzimmer den Schulzen und den Kirchen-rechner zurück und tritt vor seine Gnaden.

„Mein lieber Herr Pfarrer, es ist mir mitgeteilt worden, daß Sie seit Jahren Ihr Predigtamt vernachlässigen und jeden Sonntag das gleiche predigen.“

Der Angellagte schreitet zur Thüre und läßt die beiden Schäflein seiner Herde eintreten.

„Jan Wiänd, wat heff' I wür'n Sunday präjikt?“

„Dat weet ic nich.“

„Steph Kloss, wat heff' I wür'drahn?“

„Dat kann' ich mi seggen.“

„Geet Ji, Här Bischof, de Dummers beholl dat nich. Da mull' Ie doch wierholen.“ — Die Zeugen treten ab.

„Ja, mein lieber Herr Pfarrer, Sie sollen aber Ihre Haus-hälterin zu zu lieb haben!“

„Jde? De Hushöllerste? Na, Här Bischof, dann wellt wi tuschen!“

„Tauschen? Gott bewahre!“

„Sich es aan. Do hebbt Ji de Jiare noch leiwter, äs ide de miene.“

„Gom, hm, ja, ja. Aber mein lieber Herr Pfarrer, Sie sollen ja das täglich vorgeschriebene Breviergebet unterlassen!“

„Ach wat. Id hebb hiär en Brevier bi mi.“

„Ja, ganz gut, aber das Buch ist ganz neu und ungebraucht. Sehen Sie hier das meinige mal an.“

„Je, Här Bischof, Swine sinn Swine, id holle mine Salen rine!“

„Wellt Ji süs noch wat van mi, Här Bischof. Nee? Na, dann abjüs, Gnaden.“ — („Simplicissimus.“)

Notizen.

— Emile Zolas neuer Roman „Vérité“, („Wahr-heit“), der demnächst in der „Aurore“ erscheint, spielt in der Lehrer-welt. Zola lehnt sich in diesem Werke gegen die Unwissenheit auf, in der man die Massen schlummern läßt. Der Mittelpunkt der Handlung bildet der Kampf, den ein freidenkender Gatte und seine bigotte Frau um die Erziehung ihres Kindes führen. —

— Unter dem Namen „Wilhelm-Theater“ wird am 6. September in der Friedrichstr. 236 eine neue Volksbühne er-öffnet, die Volksstücke, Possen, Schauspiele und Lustspiele bringen wird. Heinrich Richter vom Luisen-Theater ist artistischer Leiter des neuen Unternehmens. —

— Dr. Max Alberty vom Deutschen Landestheater in Prag wurde als Dramaturg und Regisseur an das Residenz-Theater engagiert. —

— „Intimes Theater“ wird das Alexanderplatz-Vrettl vom 1. September ab heißen; die neue Bühne (Direktion Dr. A. Pfefferker) will das heiter-liebenswürdige Genre pflegen. —

— „Die stillen Stuben“, ein Drama des Dänen Sven Langes, gelangt in diesem Winter im Wiener Burg-Theater zur Aufführung. —

— Max Schillings Oper „Der Pfeifertag“ geht am 17. September im Opernhause als erste Novität in Scene. —

— Die Neue Wiener Kunstgalerie, die im Herbst er-öffnet wird, wird u. a. enthalten: „Christus im Olymp“ und „Das Urteil des Paris“ von Max Klinger, „Meeres-Idylle“ von Wödlin, „Die bösen Mütter“ von Segantini, „Die fünf Sinne“ von Malart, ferner zahlreiche Bilder der Alt-Wiener Genremaler Waldmüller, Pettenkofen, Gauer mann, Schwind und die Erwerbungen aus den letzten Ausstellungen der Wiener Künstler-Genossenschaft der Secession und des Hagenbundes. —

— Der polnische Maler Henryk Siemieradzki ist auf seinem Gute Stizalkow in Russisch-Polen gestorben. Der Künstler lebte lange Jahre in Rom; sein Bild „Die Fadeln des Nero“ ist allbekannt. —

— Die genaue Untersuchung mehrerer ägyptischer Gräber aus der Zeit von 500 v. Chr., welche bei der Pyramide des Unnos unweit Sakkara vorgenommen wurden, hat ergeben, daß die ehe-maligen Ägypter zur Senkung schwerer Lasten bereits eben solche Sandkästen verwendet haben, wie sie z. B. die heutige Technik zur altnäthlichen Senkung schwerer Lehrsgerüste benutzte. Es wurde in einer über 20 Meter tief in den Fels getriebenen Grabkammer, die ein Arzt Piankt für sich hatte herstellen lassen, der große Steinsarg gefunden, über dem noch der große, etwa 17 Zonnen schwere Kalk-steinwedel auf roh aufgemauerten Pfeilern schwebte. Die Begräbnis-stätte war also nicht benutzet worden. An der Deckplatte befinden sich feiltliche Handhaben, die in Fährungen eingreifen, in welchen sie mittels Holzstempeln und Sand unterstützt waren. Wenn der innere Sarg in den Steinsarg eingesetzt und die Untermauerungen des Deckels entfernt waren, zog ein in einer Nische hinter dem Sarg stehender Arbeiter durch wagerechte Kanäle den Sand unter den Stempeln langsam fort, bis der Dedel völlig auf dem Sarge auflag. —

— Die Stationen für drahtlose Telegraphie Sagnik—Kolberg, die 170 Kilometer von einander entfernt sind, haben am Sonntag die ersten gedruckten und gesprochenen Depeschen ausgetauscht. —

— An den Birnen und Äpfeln bemerkt man raube, schwarze Flecke, die beim Genuß des Obstes meist unbeachtet bleiben. Wissenschaftliche Untersuchungen aber haben mit Bestimmtheit ergeben, daß die Flecke Pilzwucherungen sind, die sehr nachteilig auf die Verdauungsorgane wirken können. Es empfiehlt sich daher, Obst nur geschält zu genießen; überdies ist schon eine genossene Schale im stande, bei schwachem Magen ein sehr schmerzhaftes Drücken zu er-zeugen. —

— Im russischen Transkaspien wurde vor kurzem in Aschabad das erste Weichhaus der Wabisten eröffnet. In Persien zählt man bis zu 3 Millionen Bekenner dieses Glaubens, in Syrien, Ägypten, Indien und China gegen 2 Millionen. —